

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Redigirt von C. v. Bodum-Dolffs, prakt. Thierarzt in Wiesbaden.

Nr. 43.

Wiesbaden, den 11. November 1897.

IV. Jahrgang.

Wesen und Bedeutung der Tuberkulose.

Von v. Bodum-Dolffs, prakt. Thierarzt.

Aus dem uns bekannt gegebenen Symptomen-Complex bei der Rindertuberkulose kann der Landwirth erkennen, welche Schwierigkeiten der Erkennung der Tuberkulose bei Viehzeiten durch die klinische Untersuchung entgegen stehen. Man kann daher wiederum dem Entdecker des Tuberkelbacillus Prof. Dr. Robert Koch nicht genug danken dafür, daß er ein Mittel uns beschert hat, das „Tuberculinum Kochii“, vermöge dessen man mit annähernd positiver Gewißheit behaupten kann, dieses Thier ist tuberkulös oder nicht. Besonders die landwirtschaftliche und thierärztliche Welt ist zu diesem Dank besonders verpflichtet, da bei den Thieren der sichere Nachweis von Bacillen im Auswurf nicht zu erbringen ist, da wir erfahren haben, daß der tuberkulöse Auswurf, der beim Menschen stets vorhanden ist, bei Thieren fehlt.

Ferner ist man vermöge des Körperbaues beim Rinde nicht in der glücklichen Lage, jeden Theil der Lungen bei Viehzeiten eingehend untersuchen zu können. Daher die Diagnose schwer und unsicher zu stellen ist. — Diese Unsicherheit ist seit der Darstellung des Tuberkulins, welches in den höchsten Farbwerten hergestellt wird, geschwunden. Die an sich einfache Manipulation der Tuberkulin-Einspritzung wird etwa folgend ausgeführt: Kuh wird gut befestigt, dann etwa an der linken Seite des Halses die Haut mit lauwarmem Seifenwasser gründlich gereinigt und gebadet. Dann scheert man etwa eine Hautfläche von der Größe einer Hand und macht diese Fläche „aseptisch“ durch Reinigung mit Carbolwasser. Hierauf wird eine Hautfalte abgehoben, ein Einstich gemacht, und nun das Tuberculin eingespritzt. Die Dosis des Impfstoffes beträgt im Mittel 0,3 bis 0,5 ccm. mit einer neunfachen Menge 1% pEt. Carbollösung verdünnt. Vor der Injection hat man aber bei der zu impfenden Kuh die innere Temperatur zu messen und sich zu notiren, und man darf nicht vergessen vor Anlegung des Thermometers den Mastdarm gründlich zu entleeren, da man sonst Rothtemperatur erhält.

Die beste Zeit zur Impfung bleibt die zwischen 8—10 Uhr Abends. Spätestens neun Stunden nach der Injection wird die Temperatur zuerst wieder gemessen, dann nach der 12., 15. und 18. Stunde und der Verlauf sorgfältig notirt.

Die Reaktion bezw. die Steigerung der Körpertemperatur tritt in der Regel zwischen der 10.—15. Stunde, nicht mehr nach der 18. Stunde ein. Es haben nun die wissenschaftlichen Untersuchungen ergeben, daß diejenigen Thiere als tuberkulös zu betrachten sind, wo die Temperatursteigerung um mindestens 1° C. und über 40° C. beträgt. Es muß bemerkt werden, daß bei gefunden Rindern die innere Körpertemperatur 38—39,5° C. beträgt, und daß Thiere, die fiebern, von der Impfung auszuschließen sind. So einfach also die Impfung an sich ist, so muß sie doch sehr correct und peinlich sauber ausgeführt werden, soll sie zu berechtigten Schlussfolgerungen und positiven Resultaten führen. Daher jedem Viehbesitzer nur anzurathen ist, durch einen Thierarzt dieselbe ausführen zu lassen.

Das Allgemeinbefinden der geimpften Thiere wird in keiner Weise durch die Impfung gestört. An der Impfstelle bildet sich zuweilen eine geringe wenig schmerzliche Anschwellung. Ferner hat die Erfahrung positiv gelehrt, daß die Intensität der Reaktion keineswegs im gleichen Verhältnisse zu der Größe der tuberkulösen Veränderungen steht. Man findet am häufigsten bei geringgradiger Tuberkulose eine starke Reaktion, andererseits tritt dieselbe in sehr weit vorgeschrittenen Fällen nur unbedeutlich ein. Gerade aber, daß für das Anfangsstadium der Krankheit die Impfung so durchschlagend ist, hat für die Praxis einen bedeutenden Werth, da in weit vorgeschrittenen Fällen das klinische Bild in seiner Gesamtheit uns Anhaltspunkte für das weitere einzuschlagende Verfahren in die Hand giebt. In Dänemark wurde zuerst der große Werth der Koch'schen Impfung richtig ausgebeutet. Im Jahre 1893 bewilligte der dänische Reichstag der Regierung auf 5 Jahre jährlich die Summe von 50.000 Kronen (1 Krone = 1 M. 12½ Pf.), um den Landwirthen das Tuberculin kostenfrei zu liefern und die bei der Ausführung des Verfahrens entstehenden Ausgaben für die Thierärzte bestreiten zu können. Wenn auch das Tuberkulosegesetz vom 14. April 1893 nur die

Impfung des Jungviehs in Aussicht genommen hat, so wird jetzt in Dänemark, da man die Segnungen des Gesetzes am eigenen Leibe schon gewaltig gespürt hat, in der Regel der ganze Bestand geimpft. Aber wenn wir hier zu Lande zur Zeit auch noch nicht so weit vorgeschritten sind, so darf man doch nicht behaupten, daß die maßgebenden Körperschaften bei uns nicht dasselbe Interesse der Landwirtschaft entgegen brächten. Ich will nur darauf hinweisen, daß die Verhandlungen des Herbst-Congresses der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Prof. Lydtin, Baden-Baden, der zu den allertüchtigsten Thierärzten der Jetztzeit zählt, sich mit der Frage der Tilgung der Tuberkulose beschäftigt hat. Man sprach sich in erster Reihe für staatliche Maßnahmen aus und empfahl als ein Mittel zur Tilgung der Tuberkulose die Einrichtung von Bullenzuchtstationen, deren Aufgabe es sein dürfte, genau darauf zu achten, daß für die Zucht nur absolut tuberkulosefreie Bullen zur Verfügung gestellt werden. Derartige Stationen bestehen bereits mit Erfolg in Baden, Württemberg und Bayern. Eine wichtige Aufgabe in dem Kampfe gegen die Tuberkulose fällt nach Ansicht der Versammlung mit Recht auch den Zuchtgenossenschaften zu, wie nicht minder wichtig die Mitarbeit der Meiereigenossenschaften ist. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Krankheit da am meisten auftritt, wo am meisten Meiereigenossenschaften bestehen. So sind in Westpreußen, wo eine sehr große Zahl derartiger Genossenschaften existiren, 70 pEt. der Schweine tuberkulös, während in Baden, wo solche Genossenschaften fehlen, auch die Tuberkulose kaum vorkommt. Die Erklärung liegt auf der Hand: die Milch einer einzigen kranken Kuh infiziert den gesammten Milchbestand der Molkerei und natürlich auch die an die Güter zur Schweinezucht zurückgehende Magermilch. Es muß daher als nothwendig erachtet werden, daß derartige Magermilch, erst längere Zeit auf 85 Grad erhitzt wird, ehe sie zum Verfüttern verwandt werden darf. (Schluß folgt.)

Pflanzen-Regeln.

Bald naht die Zeit, in der Obstbäume gepflanzt werden. Da giebt es viel zu bedenken für den, der pflanzt, denn das Kapital, das man da in den Boden legt, bringt erst nach vielen Jahren Zinsen, und wenn man Fehler macht, merkt man sie auch erst in vielen Jahren an den ausbleibenden Zinsen. So oft es schon gesagt ist, dürfte es doch an der Zeit sein, an folgende Grundregeln des vernünftigen Obstbaues zu erinnern.

Pflanze niemals einen Obstbaum an eine Stelle, an der eben noch Obstbäume gestanden haben. Der Boden ist dort „müde“, d. h. hat die Stoffe an den früheren Stamm abgegeben, deren der neue zum fröhlichen Wachsthum dringend bedarf.

Kaufe tabelloßes, gut bewurzeltes Pflanzmaterial: aus einem schwächlichen, schlecht entwickelten, jungen Baume mit schlechter, unregelmäßiger Krone und schlechten Wurzeln wird niemals ein guter Obstbaum.

Prüfe sorgfältig, welche Sorte Du pflanzen sollst. Sieh Dich in der Umgegend um welche edlen Sorten dort gut gedeihen, und die pflanze. Lasse Dich nicht auf Versuch ein, die viel kosten und meistens mißlingen.

Pflanze möglichst wenige Sorten! Das ist der Krebsbissen der deutschen Obstwerthung, daß jeder zuviel Sorten hat, und es den großen Obstverwerthungsfabriken, Obstkellereien unmöglich gemacht ist, an einer Stelle größere Massen derselben Obstsorte zu kaufen. Das ist aber nöthig zur Erzielung eines gleichmäßigen Produkts. Pflanze also wenige, in Deiner Gegend verbreitete, gute Sorten.

Bearbeite vor der Pflanzung Deinen Boden gut! Grabe ihn tief um, führe in Düngstoffen dem jungen Baume Nahrung zu und bedenke, daß die Saug- und Faserwurzeln, welche den Baum nähren und kräftigen sollen, nicht nur unmittelbar am Stamme liegen!

Pflanze nicht an Stellen, wo der Boden zu naß ist, das Grundwasser zu hoch steht, Lette oder undurchdringliche Schichten den Wurzeln Widerstand leisten. In solchen Lagen gedeiht kein Obstbaum gut.

Grabe Deinen Boden auf Kalk, und wenn er kalkarm ist, führe ihm Kalk zu. Ohne Kalk kein freudiges Wachsthum der Obstbäume!

Jede einzelne dieser Regeln will beobachtet sein! Verstoß Du gegen eine, nützt Dir Dein Pflanz nichts.

Allerlei Praktisches.

— **Rasenpflege.** Es ist eine vielfach verbreitete, aber grundfalsche Ansicht, daß man den Gartentosen, um ihn gut durch den Winter zu bringen, im Herbst möglichst hoch lassen soll, indem angenommen wird, daß die langen Halme den Wurzelstock der einzelnen Graspflanzen gegen die Kälte schützen. Nichts ist verkehrter, als ein solches Verfahren. Zumal in feuchten Lagen, oder da, wo noch Laub von Bäumen auf den Rasen fällt und der Winter viel Feuchtigkeit bringt, verfaulen die langen Grashalme und mit ihnen der ganze Stock, so daß oft große kahle Flecke entstehen, die ein ausgiebiges Nachsäen im Frühjahr nöthig machen. Zudem sind auch die verdorrten langen Halme beim ersten Mahen im Frühjahr äußerst hinderlich. Jedem Gartenbesitzer ist es daher dringend anzurathen, daß er seine Rasenflächen kurz vor Eintritt der Vegetationsruhe — also gewöhnlich im September bis Ende Oktober, je nach Lage, Boden und Klima — noch einmal abmähen läßt.

— **Das Winterjalatbeet.** Die Erde desselben soll nahrhaft und gut zubereitet sein. Die Salatpflanzen stehen am geschütztesten, wenn sie in kleine Furchen gepflanzt werden. Diese sind von Ost nach West zu ziehen. Um den Schutz gegen Kälte zu erhöhen, ist einiges Laub oder alter kurzer Dünger in die Furchen zu streuen. Falls die Pflanzen im Winter vom Frost gehoben werden, sind die Wurzeln mit den Fingern wieder in die Erde zu drücken. Bei rauhen und austrocknenden Frühlingswinden ist den Pflanzen eine Kleinigkeit Wasser zu reichen.

— **Darf man eine Kuh bis zum nächsten Kalben ununterbrochen melken?** Man findet öfter, daß milchreiche Kühe bei gutem Futter vor dem Kalben nicht mit der Milchabsonderung aufhören. Wo sie das nicht von selbst thun, muß man das zu erreichen suchen, indem man die Zeiten zwischen dem Melken allmählich verlängert, erst zweimal täglich, nach etwa 8 Tagen einmal und dann etwa nur noch alle 36—48 Stunden die Kuh melken läßt. In der Regel muß die Milchabsonderung wenigstens 6 Wochen lang ruhen. Man schwächt, wenn man das nicht befolgt, die Kuh sehr erheblich, erhält nur ein kleines mageres Kalb und außerdem wird der Milchertrog der neuen Laktationsperiode ein erheblich geringerer sein, als wenn das Futter vor dem Kalben eine Zeit der Ruhe gehabt hätte.

— **Winterfütterung für Schafe.** Bei dem Uebergange von der Weide zur Stallfütterung ist es nothwendig, dem Schafe passendes Futter zu reichen und diesen Uebergang so viel wie möglich zu erleichtern. Das Schaf verlangt eine überwiegend trockene, gewürzhafte Nahrung. Gutes Heu ist für das Schaf die beste Nahrung; in erster Linie solches von hochgelegenen Wiesen, in zweiter Linie Heu von trockenen Wiesen, dann Eparsette und Widen und zuletzt Heu von Klee und Luzerne. Saures, verschimmelter und verschlammtes Heu darf den Schafen unter keinen Umständen verabreicht werden. Von allem Stroh eignet sich am besten das von Hülsenfrüchten und von Hirse. Kartoffeln werden in rohem Zustande in kleine Scheiben geschnitten gegeben; sie erregen einen heftigen Durst; darum sollte man die Schafe vorher tränken, ehe man Kartoffeln verabreicht, da sie sich sonst überaufen. Für trächtige und säugende Schafe wirken Kartoffeln mehr nachtheilig als günstig. Die verschiedenen Rübensorten sind gleichfalls ein gutes Winterfutter und haben keine nachtheiligen Folgen für die Wolle, wie man früher glaubte, nur dürfen sie nicht ausschließlich, sondern nur als Zugabe verabreicht werden. Körner werden von den Schafen besser verdaut als vom Rindvieh, jedoch ist der Preis derselben zu hoch, als daß sie für gewöhnlich gefüttert werden könnten; sie sind jedoch für die zur Mast bestimmten und hauptsächlich für säugende Mutterkühe sehr zu empfehlen. Hofer giebt man ihnen am besten ganz, Gerste, Roggen und Erbsen geschrotet oder in Wasser aufgeweicht. Die Hülsenfrüchte bewirken bei den Schafen vielen und jähen Fettichweiss, außerdem verlieren die Mutterkühe leicht die Milch, während die Lämmer bei Fütterung von Hülsenfrüchten abmagern und leicht an Lähme und Augenentzündung erkranken. Regelmäßige Salzgaben endlich sind bei keinem anderen Thiere so nöthig wie beim Schafe.



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 45.

Wiesbaden, den 11. November 1897.

II. Jahrgang.

Frau Helenens Cur.

Humoreske von Paul Blüth.

(Nachdruck verboten.)

Seit zwei Jahren waren sie nun verheirathet. So lange hatten sie zufrieden nebeneinander hingelebt, so daß alle Welt ihre Ehe für eine glückliche halten konnte. Nun plötzlich wurde das anders.

Er war, als er um Helene warb, ein Dreißiger: hinter ihm lag eine tolle, lustige Junggesellenzeit, sein Reichthum gestattete ihm so manche Extravaganz, und als er genug „gelebt“ hatte, wollte er in den Hafen der Ruhe und des Friedens einlaufen, und deshalb heirathete er.

Frau Helena wußte das alles sehr wohl, trotzdem aber besaß sie sich keinen Augenblick, als er um sie anhielt, denn erstens war sie fünfundzwanzig und ohne Vermögen, und dann kannte sie ihn als einen guten Kerl, der, wenn er eine verständige Frau bekam, alle Qualitäten eines guten Ehemannes hatte.

So waren sie Mann und Frau geworden und hatten bis jetzt zwei ganz glückliche Jahre zusammen hingebracht: er, immer ruhig und zufrieden, wenn er nur seine Behaglichkeit und einen guten Tisch hatte, und sie von jener Art Nachgiebigkeit, wie sie nur den klugen Frauen eigen ist, denjenigen Frauen, die scheinbar alles thun, was der Mann will, während in Wirklichkeit doch nur ihr Wille Geseh ist.

Und nun plötzlich war das anders geworden.

Ein Freund von ihm, ein Altersgenosse, aber immer noch Junggeselle, der fünf Jahre sich in der Welt herumgetrieben hatte, war nun zurückgekommen und hatte sich hier zu vorläufigem Aufenthalte niedergelassen. Natürlich war der freundschaftliche Verkehr der beiden Männer so gleich wieder aufgenommen worden, — sie gingen flott zusammen durch und amüsirten sich so gut, daß Frau Helenen vor der Zukunft bangte, denn mit geheimem Erschrecken nahm sie wahr, daß ihre kleinen Mittel nicht mehr wirkten und daß ihr sonst so ruhiger Karl mehr und mehr in die Junggesellenangewohnheiten sich zurückwand.

Eine Zeit lang sah sie schweigend diesem Treiben zu, sie ertrug es, daß er die Mahlzeiten versäumte und dann ohne Appetit aß, — manchmal kam er überhaupt nicht, und sie schwieg auch, wenn er oft erst am frühen Morgen sehr angeheitert heimkam und dann bis zum nächsten Mittag schlief. Als dieses Treiben aber immer ärger wurde, so daß schon ihre Freundinnen sie erspäunt fragten,

was denn eigentlich vorgegangen sei, daß ihr Mann seine Lebensweise so geändert habe, da sah sie ein, daß etwas geschehen müsse, was Abhilfe brachte.

Lange sann sie nach und durchdachte alles genau, denn sie wußte wohl, daß man hier nur durch Klugheit etwas erreichen konnte.

Sie hütete sich wohl, nach Art anderer Frauen, ihrem Manne eine Scene zu machen, oder durch Weinen und Lamentiren, ihn zur Umkehr zu bewegen, denn sie wußte nur zu gut, daß solche Mittel auf die Dauer nicht wirksam waren. Nein ihr Plan war ein anderer. Freilich, es war nahezu ein va banque-Spiel, alles gewinnen, oder alles verlieren, aber sie rechnete mit dem Fonds menschlicher Güte, der ihrem Karl im Herzen saß, und dadurch hoffte sie, dieses gewagte Spiel glänzend zu gewinnen.

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Lieber Karl, ich muß Dir eine kleine Bille in Deinen Freudenbecher werfen, ich muß Dich verlassen.“

Erschrocken fuhr er zusammen und starrte sie sprachlos an.

Und lächelnd sprach sie weiter: „Natürlich nicht für immer, nein, den Schmerz bereite ich Dir nicht, aber ich bin nicht ganz wohl und deshalb meint der Arzt, es wäre gut, wenn ich fünf bis sechs Wochen fortgehen würde.“

Noch immer starrte er sie sprachlos an.

„Aber Du brauchst Dir deshalb keine Sorgen zu machen, lieber Karl, ich will in Deine Gewohnheiten nicht störend eingreifen, Du kannst hier ruhig Dein Leben weiter führen, ich werde mit der alten Tante reisen.“

Erleichtert athmete er auf. Die goldene Freiheit fünf langer Wochen schwebte ihm vor. Dann sagte er mit Theilnahme: „Natürlich habe ich nichts dagegen, wenn Du reisen willst, liebe Helene, aber ich wundere mich, daß Du mir nie von Deinem Leiden gesprochen hast.“

Lächelnd antwortete sie: „Ich wollte Dir keine unnützen Sorgen bereiten.“

Er fühlte sich leicht beschämt, nahm sich aber zusammen und küßte seine Frau auf die Stirn.

Es blieb dabei. Frau Helene wollte reisen, und ihr Mann sollte fünf Wochen allein bleiben. Sie betrieb die Vorbereitungen zu der Reise mit aller nur möglichen Eile, und er schwelgte schon jetzt in den Genüssen, die diese Zeit der goldenen Freiheit ihm bringen sollte.

Endlich war es so weit.

Ein langer herzlicher Abschied, Händedrückchen, Tücher-

winken, und dann fuhr Frau Helene in die weite Welt hinaus.

Und Karl nahm den Freund beim Arm und that einen Jauchzer vor Freude und Ausgelassenheit. Dann gingen sie in ein Prima-Restaurant, dinirten mit großer Andacht, tranken mit noch größerer Aufmerksamkeit die schweren Weine, dann in eine Premiere, dann zum Souper, wieder prima-prima, dann ins Café, dann in einen Ballsaal, dann wieder Selt und Selt, und als sie daheim ankamen, war es sechs Uhr früh. So wurde aus Mittag, Abend und Morgen der erste freie Tag.

Als Karl am nächsten Mittag erwachte, fand er sich erst nach und nach in die ungewohnte Situation hinein. Er kleidete sich mit Hilfe des Dieners an, nahm dann sein einfaches Frühstück und durchschritt nachdenklich die behaglich eingerichteten Räume seiner Wohnung. Nun war er also frei, ohne allen Zwang und hatte nicht mehr das kluge, leise spähende Auge seiner Frau zu fürchten. hm, dachte er, eigentlich that er ihr mit diesem Vorwurf entschieden Unrecht, der guten Helene, denn im Grunde genommen war sie doch ganz anders wie all die anderen Ehefrauen, nie hatte sie ihm ein zürnendes Wort gesagt über seine Extravaganzen, nie eine Scene, oder gar eine der mit Recht so geürchteten Gardinenpredigten, nein, stils war sie geduldig und zufrieden gewesen, und nun gar ihre Rufe jezt, — freiwillig gab sie ihn frei, daß er seinen Gewohnheiten weiter leben konnte, ohne eine Mahnung oder Vorwurf war sie fortgefahren, — hm, beinahe fühlte er sich beschämt durch so viel Großmuth, beinahe schlug sein Gewissen, daß ihn einen brutalen Egoisten und einen Genusmenschen nannte, — da kam aber gerade zur rechten Zeit sein Freund und Bechgenosse, und da war dieser Anflug von Sentimentalität vorüber.

„Run, mein Jungchen, alles gut bekommen?“

Karl nickte nur, denn eine Verstimmung hatte ihn urplötzlich ergriffen.

Jezt ging der Freund daran, das Programm für die nächsten Tage zusammenzustellen: Ausflug nach einem Vorort, dann zum Rennen, dann zur Premiere des neuen Ballets, Champagnerfrühstück im Club, Diner bei Dressel, ein Auserkessen bei einer gefeierten Künstlerin und ein Atelierfest mit allen Chikanen bei einem bekannten Modemaler, — es war eine Reihe endloser Amusements.

Zu alledem nickte Karl nur. Selbstverständlich war er dabei, — die freie Zeit mußte doch genügend ausgenutzt werden, — innerlich aber war seine Freude eine getheilte, denn jezt, nachdem er wußte, daß er ganz ungehindert jeder seiner Launen nachgehen konnte, jezt war ihm der größte Reiz daran entchwunden, und dann auch bedrückte ihn noch immer der Vorwurf, daß er sich an Größe und Lebensklugheit von seiner Frau hatte beschämen lassen.

So verging die erste Woche. Selten kam Karl vor fünf Uhr Morgens heim. Dann schlief er bis Mittag, machte in aller Eile Toilette und dann lief er fort, wie von einer Angst getrieben. Es duldete ihn nicht mehr daheim. Die Räume erschienen ihm leer und machten den Eindruck der Unbewohntheit, und alles erinnerte ihn an seine Frau, so daß der Vorwurf in ihm immer von Neuem zu nagen begann. Und dann, um diese innere Stimme zu tödten, warf er sich erst recht dem Strudel des toll n Lebens entgegen und zechte und sumpsite, bis er vor Schlafheit nicht mehr weiter konnte.

Da kam der erste Brief von Frau Helene, — ihr Befinden sei gut und sie wünsche ihm dasselbe, — nur

ein paar Zeilen, aber klug und fein erwogen, so daß jedes Wort Bedeutung hatte.

Als er den Brief las, kam beinahe eine heimliche Freude über ihn, so daß er ihn wirklich und wahrhaftig an den Mund drückte und ihn küßte.

Für diesen Tag war das Fest bei der Künstlerin angesetzt. Auch er hatte zugesagt. Und nun wäre er am liebsten garnicht hingegangen, denn in ihm war so ein verstecktes leises Freudegefühl, das jeder turbulenten Fröhlichkeit auswich; aber da gab es keine Ausrede, zu diesem Feste mußte er, weil man auf ihn rechnete.

Also machte er sehr sorgsam Toilette und ging dann, den Freund abholen. Der war nicht daheim. „In einer Stunde wollte er zurück sein,“ erklärte die Wirthin. Karl nickte. Gut, er würde warten, es sei ja noch reichlich eine Stunde Zeit bis zum Beginn des Festes.

Er machte es sich auf dem Ruhebett bequem und griff nach einem der umherliegenden gelben französischen Bände.

Mechanisch, gedankenlos schlug er das Buch auf und las.

Es war ein Ehebruch-Roman: die Frau auf Reisen, der Mann vertrauenselig daheim. —

Plötzlich las er nicht weiter. Ein Schreck durchrüttelte ihn. Entsezt sprang er auf. Alles Blut revolvte. Er war ganz rathlos.

— — — Wie, wenn auch er so ein Romanheld war! — — — er wagte garnicht den Gedanken auszu-denken. Plötzlich kam eine ganz unsinnige Wuth über ihn und er schimpfte sich einen ausgemachten Narren. Dann raffte er sich auf und lief nach Hause. Alles andere war vergessen, wie weggewischt. Nur ein Gedanke noch trieb ihn — zu ihr! zu ihr!

„Packen, sofort packen, Johann!“

Der Diener starrte ihn verständnisvoll an.

„Ja, ja, ich reise der gnädigen Frau nach!“

Und eine Stunde später saß er bereits im Nachtzug. Auf dem Fest der Diva erwartete man ihn vergebens.

Als er am nächsten Morgen seine Frau um Verzeihung bat, sagte sie kein Wort des Vorwurfs bei ihm, bei sich aber dachte sie nur! meine Kur scheint ihm gut bekommen zu sein.



„Zum wilden Jäger in der Wolfschlucht.“

Eine zeitgemäße Humoreske ohne Jägerlatein.

Von Wilhelm Anthony.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Am anderen Morgen war prächtiges Jagdmetter, und trotz der ihm so unsympathischen Heirathsprojekte seiner Frau erwachte der Landgerichts-rath Gensichen am Morgen in bester Laune. — Schon in aller Frühe verließ er im Jagdkostüm das Haus und machte sich auf den Weg in seine Jagd-Pachtung. Auf demselben makte er an der Wohnung Dünkers vorüber, mit dem er sich für heute zusammenkum wollte. Der aber lag im tiefsten Schlaf und als er endlich die rothunterlaufenen gläsernen

Augen zu dem Waidgenossen aufschlug, lastete er unverständliche Worte, wälzte dann die herkulischen Glieder und schwachte weiter. Eine berartige Abgabe war dem Rath freilich noch nicht ertheilt, und er brummte etwas zwischen Lippen und Schnurrbart, das dem Schwiegersohn in spe nicht gerade Schmeichelhaftes sagte. Unwillkürlich trat die hübsche schöne Gestalt des jungen Amtsrichters neben den Fettklumpen, mit dem er seine einzige Tochter glücklich machen wollte, und es überkam ihn ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst. Doch nur kurze Zeit hielt diese fast reumüthige Stimmung an, denn da er in die letzte Gasse einbog, aus der er ins freie Feld hinaus-schreiten konnte, begegnete ihm ein altes tiefäugiges Mütterchen und wünschte ihm mit höhnischem Grinsen das „beste Jagdglück.“

„Ich will's meiner Alten und dem ungläubigen Thomas in der Amtsrathstrobe zeigen, daß ich trotz alledem auch heute nicht mit leeren Taschen heimkehre! Mir kann so etwas nicht ankommen. — Vorwärts Nero! — Hab' ich doch einmal bereits achtmal 12 Hühner an einem Tage geschossen! Also: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!“

Aber der Humor war heute doch nur ein gezwungener und auch Nero schien keinen guten Tag zu haben. So strichen denn Beide im Felde ziemlich unwirsch umher und obzwar anfänglich da und dort mancher „Eag“ aufkug, Gensichens Kugeln schienen heute unter Waidbann zu stehen; keine Feder, kein Tropfen Schweiß fiel zur Erde. Kein Wunder, daß dieser Mißerfolg den alten Herrn nach und nach in eine geradezu furiose Stimmung versetzte. Und Stunde verging um Stunde und kein Huhn kam in seine Jagdtasche. Gensichen fühlte sich unaussprechlich bedrückt, er wagte nicht ins Dorf zu gehen, in dessen Wirthshaus er sonst bei ähnlichem Anlaß zu Mittag speiste, sondern begnügte sich mit der allerdings reichlichen kalten Rinde des Frühstücks, das ihm die vorsorgliche Gattin eingepackt hatte. Es war und blieb aber die Jagd wie verheert und als die Abendnebel über den Wiesenbach hinsflogen, schlich der unglückliche Jäger mit leerer Tasche heimwärts. Was der Kermisse dabei in sich hinein brummte und knurrte, mochte sicherlich für die Göttin Diana nicht eben complimentös sein. Schwere Schweißtropfen perlten auf der glühendrothen Stirn, das Auge blickte schon und zornig zugleich zu Boden.

Was thun? Offen sein Pech bekennen? Lieber sofort den Abschied nehmen und seine Pension in Ramschatka oder Honolulu verzehren! Was aber dann? Zum wilden Jäger in die Wolfsschlucht? Seine Zähne bissen sich auf einander. Was aber halt's? Es mußte sein. Mit ingrimmigem Hohnlachen schlich sich der unglückliche Jäger in das Städtchen auf den einsamsten und abgelegensten Gassen, unter denen sich auch die bewußte „Wolfsschlucht“ befand, in welcher „Spanferkerls Erben“ einen schwunghaften Wildprethandel betrieben. Das heißt: in diese kleine, sonst garnicht bewohnte Gasse lief nur der hintere Hof des „wilden Jägers“ aus, des stattlichsten Gebäudes am Marktplatz von S., in dessen Parterrerräumen zur Rechten Hausfrau und Dienstmädchen unter dem hellen Licht der lieben Tagessonne das Gethier des Waldes einhandelten, während zur Linken sich eine Frühstücks- und Weinstube befand, in welcher diejenigen Lebemänner des Städtchens verkehrten, die sich im „Rothem Fuchs“ als Zielscheibe der Nimrodwiße nicht

wohl fühlten. Dorthin hatten sich für jenen Abend auch Ernst Gensichen und sein unglücklicher Freund geflüchtet, um im Extrastübchen zu terathen, was in der schwierigen Situation zu thun sei. Neben an saß Spanferkel und zählte, da vorläufig sonst noch keine Gäste anwesend waren, den Erlös der Tageskasse, bis ihn sein Lehrling abrief. Der Landgerichtsrath war im Hinterhause erschienen und hatte zum erstenmale die Gasse angezogen, mit der sich dort die „Extrastunden“ nach dem Vorderhause signalisirten!

Es war der sauerste Weg seines Lebens, den Otto Gottfried Gensichen gemacht, als er mit den zwölf Rebhühnern aus der „Wolfsschlucht“ den Heimweg antrat. Zum Glück war es stockdunkel und ein kalter Regen strich durch die Gasse. So kam er unversehens an sein Haus, lieferte die Jagdbeute kurzerhand an die Köchin ab und ließ „nach oben“ sagen, er käme nicht zum Thee, sondern wolle sich gleich schlafen legen.

Am anderen Morgen hatte Frau Landgerichtsräthin einen Sturm auf das Herz ihres Gatten geplant; sie hoffte, daß ihr Geburtstag ihr dabei sekundiren werde. Aber merkwürdiger Weise war dieser Angriff gar nicht mehr nöthig; die gefürchtete Festung capitulirte zum Staunen der ganzen Familie von selbst. Auf die in der That hochinteressante Frage, wer diesen plötzlichen Gesinnungswechsel in dem Rath zu Wege gebracht, hätte im ganzen Hause nur die alte Köchin vielleicht eine Antwort geben können, bei der ganz früh ein halbbrüchiger Bursche nach dem Hausherrn fragte, dem er sofort einen eiligen Brief abzugeben hatte, auf den er Antwort habe müsse. Des Burschen Brief wurde dann dem Rath ins Arbeitszimmer getragen und kaum daß er denselben überflogen, ließ er den Ueberbringer zu sich rufen und begleitete denselben bald darnach durch den Obstgarten ins Freie. Und der Bursche trug einen Brief zurück. Zehn Minuten später erschien der Rath im Familienzimmer und brachte seiner Frau als Geburtstagsgeschenk seine Zustimmung zur Verlobung Olga's mit dem Amtsrichter.

Allen Fragen wie Liebkosungen wich er aus und verließ das Haus mit der Miene eines Mannes, der sich unter dem Vann von Ereignissen befindet, die man im Leben „ext aordinär“ zu nennen pflegt.

Auch später und selbst auf der Hochzeit nicht gab Gensichen den Seinen jemals Aufschluß über die Gründe, aus denen er seine Einwilligung zu Olga's Verheirathung mit dem Amtsrichter gegeben und da diese wohl merkten, daß dem alten Herrn jede Nachfrage unangenehm, so ireuten sie sich ihres Glückes und überließen die Lösung des allerdings höchst auffälligen Räthselvorganges der Zeit.

Und diese kam, als übers Jahr etwa, oder wen'g später, Herr Gensichen Großpapa ward, und das junge Paar ihn einlud, die Patenschaft zu übernehmen. Bei dem Festmahl wollte der junge Vater eine Toastrede auf den alten Herrn halten, dieser aber kam ihm zuvor, und erhob sich zu folgender Ansprache:

„Meine Lieben! Es giebt im Menschenleben Augenblicke — in denen man — durch die man — Gestattet mir, Euch lieber durch Verlesung dieses Briefes zu enthüllen, was Euch an mir seit Jahr und Tag räthselhaft erschien. Also hört, hört! — Den 24. September 1895. Mein werthber neuer Kunde! Durch Zufall habe ich gestern das Gespräch zweier meiner Gäste belauscht, von denen der Eine, der Amtsrichter Otto Gabriel, der Sohn eines

Mannes ist, dem ich ewig Dankbarkeit gelooht, aber noch nicht geleistet hab. Nämlich ein Herr Vater, was der alte Gabriel senior war, hat mir mal aus 'nem recht brenzligen Prozeß 'rausgerissen. Und nu höre ich also jestern, daß der Sohr dieses verdienstvollen Rechtsanwaltes von Ihnen einen Korb in optimo forma bekommen hat, indem Sie ihre Tochter lieber anbett verfeittelte Watrop, den Renthier Dünger wegwerfen wollen. Ich beschwöre Sie, das bleiben zu lassen. Ueberlesen Sie sich's oder ich lasse Ihre in Vergessenheit bei mir stehen gebliebne Jagdsilber der Stadt eine Geschichte erzählen über den Ankauf von zwölf Rebhühnern, von denen Jedes Einzelne das Recht hat, Ihnen morgen bei Dische zuzurufen: ich dementiere Dir! U. A. w. g.

Alfred Spanferkel.

So meine Lieben, nun ist's herunter von der Leber und jetzt die Gläser zur Hand: die Wohltäter aller unglücklichen Nimrods sollen leben, die solche Nebengeschäfte machen. Hoch!

Und fröhlich klangen die Gläser zusammen.



Stuttgarter Frauenvereins-Phantasiestück.

Jüngst tagte in Stuttgart der Frauencongreß —
An Mannhaftigkeit gab's nie ähnliches:
Das Weib sonst voll Milde, Güte und Weichheit,
Stritt kampfkühn dort für Geschlechtergleichheit.
Mit blanker Waffe verfolgt man die Spur,
Von allem was männlich in Kunst und Natur —
Der „Herr“ in den Staub! Unser Banner empor!
Und „Victoria“ erschallt's in jubelndem Chor.
Im Vordertreffen Frau Bieber-Böhm
Läßt blitzen ihr mächtiges Wortgestörm;
Es folgt in heißem Empörungsdrange
Die Wissenseheldin Helene Lange,
Und in die Flanke bricht reckenkühn
Dem weichenden Feinde Fräulein Mellin.
Manch kluges fällt und manch scharfes Wort
Und Rede auf Rede folgt fort und fort —
Und die Radikal-Amazonen im Haus,
Die blasen dem Mannsvolk das Lebenslicht aus! —

Nun kennt im Rheinland man ein Gebäude —
Halb „Kuchenmilchbrod“, halb „Butterweck“,
Das führt vom Urahn noch heut bis zum Enkel
— Der Form nach — den Namen „Bubenschenkel“,
Und liegt in Höchst und so weiter frisch
Und schmachhaft auf manchem Kaffeetisch . . .
Deß denkt eine rheinische Neuererin,
Aufbäumt sich ihr weiblicher Gleichheitsinn:
„Psui! Bubenschenkel — was sollen sie mir?!
Die weibliche Linie muß siegen auch hier!“ —
Und alsobald von rechts und von links
Ein Umtausch-Register macht laut sich rings;
Für „Damen-Lenden“ entscheidet sich eine,
Die andere stimmt flugs für „Mädchenbeine“,
Indeß die dritte ist eingetreten
Für „Frauen-Untere Extremitäten“.
Da ruft eine Mainzerin in's Wortgeplänkel:
„Nix! Bubenschenkel bleibt Bubenschenkel!“

Ich bin's als von Kindheit uf so gewohnt. . .
Was die da schwägen, wird abgelehnt!
Ich mach' als für Freiheit un Gleichheit mit,
An die „Bubenschenkel“ nor rührt mir nit!
De ganze Welt mag sich weiblich gestalten,
Doch mit de „Bubenschenkel“ bleibt's als beim alte!“

(Uff.)

Allelei Humoristisches.

Zur Reisesaison.

Lieutenant A.: „Wohin Kamerad, spazieren?“

Lieutenant B. (auf seinen, ihm den Handkoffer nachtragenden
Burschen weisend): „Ree — Spaa zieren!“

Raffinirt.

Zimmervermieterin (zu einem Studiosus): „Wenn Sie das
Zimmer miethen wollen, muß ich vorher bemerken, daß es 30 Mk.
monatlich kostet. Ist Ihnen das genehm?“

Studiosus: „Selbstverständlich!“

Vermietherin: „Dann kann ich Ihnen das Zimmer nicht geben,
denn wer bei diesem Preis so gleichgültig ja sagt, der will gewiß
schuldig bleiben!“

Schlagender Beweis.

Louise (ihrer Freundin nachblickend): „Da sagt man immer
die Ella wäre unglücklich verheirathet, und sie hat doch schon wieder
einen neuen Hut auf!“

Sehr glaubwürdig!

Pensionsvorsteherin (streng): „Was war das für ein Buch,
Bertha, daß Sie gestern Abend so heimlich auf Ihrem Zimmer
gelesen haben?“

Pensionärin (zögernd): „Ein — ein Kochbuch, Fräulein!“

Umschrieben.

Sergeant: „Schnude, die Würste von zu Hause waren ja gut
— nur die Zipsel saßen etwas zu nahe aneinander!“

Kasernenhofblüthe.

Unteroffizier: „Kerls! Der Parademarsch muß ein mit den
Weinen deslamirtes Epos sein!“

Zurückhaltend.

Ein schon oft bestraffter Einbrecher hat abermals seine Straf-
zeit abgebußt und soll entlassen werden. Der Herr Direktor schließt
seine längere Mahnrede: „Sie gehen nun wieder hinaus zu den
Menschen, um ein neues Leben zu beginnen! Was gedenken Sie
nun zunächst zu thun?“

Sträfling: „Herr Direktor, das darf ich nicht sagen, das ist
Geschäftsgeheimniß!“

Heikel.

Lehrer: „Höre, Michel, gesteh' mir's offen, was hat Dich
veranlaßt, Dein einträgliches Maurerhandwerk an den Nagel zu
hängen, und Landstreicher zu werden?“

Michel: „Ja wissen's, Herr Lehrer, i hab' amal a Haar im
Mörtel gesund n und seit der Zeit ekel's mir vor der Arbeit.“

Leidenschaftliche Sangeslust.

„Hel. Mizi singt wohl leidenschaftlich gern?“

„Die hat schon ihre dritte Verlobung auseinander [gesungen.“

Im Theater.

Sie: „Ach, wie reizend der Zauberünstler arbeitet! Hast Du
gesehen, wie er eben einen Hut in ein Goldstück verwandelt hat?“

Er: „Da bist Du doch noch viel bedeutender, Du kannst sogar
Goldstücke in Hüte verwandeln!“

